

*Die Humorlosigkeit und Gereiztheit, der wir in der Kirche und in der Theologie der Gegenwart weithin verfallen sind, ist vielleicht einer der schwersten Einwände, den man gegen die gegenwärtige Christenheit erheben kann.*

Walter Kasper

## Lehrjahre für die Kirche

In den vergangenen Wochen wurde in der Kirche zweier Ereignisse gedacht, die in ihrem Bedeutungsbezug eher disparat erscheinen, die aber engstens mit der Gegenwarts-situation der Kirche verknüpft sind und die unter sich in einem direkten Zeit- und Sinnzusammenhang stehen: Am 26. September hat Papst *Paul VI.* nach mehr als neun-jähriger Regierungszeit sein 75. Lebensjahr vollendet, und am 11. Oktober jährte sich zum zehntenmal der Beginn des Zweiten Vatikanischen Konzils.

Die Christenheit — vorab die katholische — ist dieser Gedenkanlässe offenbar nicht so recht froh geworden. Niemand hat bei dieser Gelegenheit lautes Frohlocken oder geistlich zurechtfrisierte Bilanzen erwartet. Aber die Begleitkommentare, die zu diesen beiden Anlässen erschienen, ließen nicht nur von jubelnder Sicherheit nichts spüren, sondern zeigten ausgesprochene Skepsis, wenn nicht gar untergründige Resignation.

Dies galt nicht einmal so sehr für jene, die den gegenwärtigen Papst zu würdigen hatten. Im Gegenteil! Trotz der fortwährenden Kritik an *Paul VI.* zeigten manche Kommentatoren mehr Verständnis für seine Person und auch für die Grenzen des Wirkens, die ihm durch sein eigenes Traditionsverständnis, aber auch durch die Gesamtlage der Kirche gesetzt sind, als noch in den letzten Jahren. Die meisten, die sich jetzt zu Wort meldeten, konzedierten *Paul VI.* den subjektiv ehrlichen Willen, der Kirche in einer schwierigen Entwicklungsphase verantwortlich zu dienen; man anerkannte auch sein Bemühen, die mit dem Konzil an die Oberfläche des kirchlichen Lebens drängende Dynamik in sichere Bahnen zu leiten, auch wenn solche Kanalisierung den inneren Zusammenhang in der Kirche nicht nur fördert, sondern auch stört. Eine Ausnahme machten nur solche Kritiker, die wie *H. Kühner* in der „Weltwoche“ (11. 10. 72) den gegenwärtigen Papst allein im Umfeld päpstlicher Machtpolitik und kurialer Rezentralisierungstendenzen beurteilten, ohne sein Bemühen um die geistliche Erneuerung der Kirche in den Blick zu bekommen.

In der Substanz negativer, ein Stück weit entmutigender waren indessen Kommentare, die sich mit dem Konzil befaßten und den Wirkungen und Reaktionen, die ihm bis zur Stunde gefolgt sind. Die einen waren von neuen Stagnationsängsten getrieben, warnten vor falschen „Durchhalteparolen“, mit deren Hilfe aufgeschreckte Hirten und Gläubige in der sicheren Zuflucht vorkonziliarer

Festigkeit überwintern möchten (vgl. *G. Biemer*, *Diakonia* 1972, Heft 5, 289 ff.); anderen ist die johanneische Zuversicht 10 Jahre nach Konzilsbeginn gründlich vergangen. Ob die gegenwärtige Entwicklung in der Kirche nur Zeichen eines Übergangs oder Symptom einer Krise sei, niemand könne das sagen. Und selbst die Frage, wie weit das Konzil gar Mitursache der um sich greifenden Resignation sei, könne im Grunde nicht beantwortet werden. Man wisse es einfach nicht, und auf jeden Fall: niemand habe vor zehn Jahren diese Entwicklung vorhersehen können (vgl. *W. Seibel* in den „Stimmen der Zeit“, Oktober 1972, 217 f.).

### Die Phasen nachkonziliarer Entwicklung ...

Zweifellos denken so nicht einzelne, sondern kommt in diesen Zweifeln, in denen auch ein gutes Stück Enttäuschung mitschwingt, eine herrschende *Grundstimmung* zum Ausdruck. Ist aber die Situation der Kirche im Strom der nachkonziliarer Entwicklung tatsächlich so undurchsichtig geworden, daß nur noch ein achselzuckendes „Niemand weiß so recht, wo wir stehen und wohin die Fahrt geht“ übrigbleibt? Und war die jetzt bedauerte, wenigstens verunsichernde Entwicklung nicht doch schon seit langem vorauszuahnen?

Versucht man sich über die letzten zehn Jahre wenigstens in Grundzügen Rechenschaft zu geben, so kann man *drei Entwicklungsphasen der kirchlichen Bewußtseinslage* unterscheiden, die zeitlich weit ineinandergreifen.

Die erste Phase setzt mit dem Konzil selbst ein. Es ist die *Zeit der Aufbruchstimmung*, die sich durch die frühen Konzilsereignisse und durch die wachsende Bereitschaft im Weltepiskopat, drückende Fragen der Theologie und des kirchlichen Lebens offen auszusprechen und zu diskutieren, bestätigt und bestärkt fühlte. Dieser Aufbruchstimmung entsprach ein durchaus echter Wille zur Erneuerung nicht nur im Kirchenvolk, dem sich im Konzil eine „Kirche“ präsentierte, wie sie der an das Bild der Geschlossenheit und Einförmigkeit gewohnte Katholik bis dahin nicht kannte, sondern auch bei den Bischöfen. Es entstand eine Dynamik, der man es zutraute, daß aus ihr eine freiere und zugleich lebendigere, authentischere und zugleich wirksamere und geachtete Kirche heranwachsen würde. Aber in der Aufbruchstimmung schossen nicht nur Hoffnungen ins Kraut, die für absehbare Zeit nicht

verwirklicht werden konnten, sondern entstanden Erwartungen, artikulierten sich Forderungen, die in der Kirche, wollte diese sie selbst bleiben, niemals erfüllt werden konnten oder durften.

Diese erste Phase euphorischen Aufbruchs trug den Keim der zweiten, die man als *Zeit der Kontestation*, des Aufbegehrens gegenüber angeblich oder wirklich gestoppten, verlangsamten oder entkräfteten Reformen bezeichnen könnte, bereits in sich. Die beginnende Enttäuschung macht sich nicht nur Luft gegen halbherzig oder verspätet verwirklichte Konzilsbeschlüsse. Sie entzündete sich — von „*Humanae vitae*“ etwa abgesehen — gar nicht so sehr an einzelnen Ereignissen, sondern an der, wie man meinte, deutlich erkennbaren Tendenz, den durch das Konzil zum Überlaufen gebrachten Gärungsprozeß in zu enge Bahnen zu leiten oder zu stoppen, den Geist des Konzils auf dessen „Buchstaben“ zu reduzieren.

Diese zweite Phase wird untergründig und langsam abgelöst von einem *Zustand der Ermattung* und des Nachlassens des Interesses. Dieser ist zu einem Teil das Produkt enttäuschter Hoffnungen nach der Devise „Alle Mühe ist vergeblich“, zum andern das natürliche Resultat einer intellektuellen Überanstrengung und eines in die Breite wirkenden politisch-geistigen Aktivismus, dessen Dynamik nur begrenzte Zeit durchgehalten werden kann: Spontane Prozesse bilden sich und vergehen wieder. Ihren eigentlichen Wert tragen sie ohnehin nicht in sich selbst, sondern in der Möglichkeit, verfaßtes Leben langfristig zu beeinflussen.

### ... und ihre komplizierte Hinterwelt

Wohlgemerkt, es handelt sich um Stimmungen, die das öffentliche Meinungsbild beherrschen. Die *Hinterwelt der Fakten und Tendenzen* ist sehr viel differenzierter, als sie diese Stimmungen zum Ausdruck bringen; so war es schon, als das Konzil begann.

In seiner Eröffnungsansprache erklärte der Konzilspapst: 1. Die Situation des heutigen Menschen sei zwar so, daß er den Eindruck erweckt, er habe keine Zeit mehr, sich um religiöse Fragen zu kümmern, doch könne die Kirche, durch politische Interessen nicht behindert, das Evangelium frei verkünden. 2. Hauptaufgabe des Konzils sei es, die Lehre der Kirche mit wirksameren Methoden zu bewahren und zu erklären. Dabei sei zu beachten, daß diese Lehre den ganzen Menschen, Leib und Geist, zeitliche und ewige Bestimmung umfasse. 3. Auftrag des Konzils könne es (gerade deswegen) nicht sein, den „Schatz der Lehre“ nur zu bewahren, sondern auf dem Weg der Geschichte mutig voranzugehen und darum zu ringen, daß die gesamte christliche Lehre durch ein neues Bemühen angenommen werde (vgl. HK, November 1962, 86 ff.).

Es lohnt sich, diese Sätze nochmals auf dem Hintergrund der Ereignisse der letzten zehn Jahre zu lesen. Hinter dem Satz, der Mensch werde heute so sehr von der Sorge um die gesellschaftlichen Probleme beansprucht, daß ihm der Zugang zu religiösen Fragen verbaut werde, steckt in Wirklichkeit die ganze *Konfliktgeschichte zwischen Religion und moderner Gesellschaft*. Dabei wird der Zeitgenosse — wenigstens in den Industrieländern — nicht einmal so sehr durch „gesellschaftliche“ Probleme erdrückt; er muß sich vielmehr erst durch die Perfektion einer organisatorisch und technisch selbstgemachten „zweiten“

Welt wieder einen Weg bahnen zu einem Wert- und Sinnverständnis, durch das Glaube, der mehr ist als zereemonielle Zutat und wechselnder ideologischer Überbau, erst möglich wird. Dieser Weg ist mit vielen, manchmal unüberwindlich scheinenden Hindernissen gepflastert. Diese Situation (vgl. *Gaudium et spes*, Nr. 4 ff.) war zwar dem Konzil präsent, es konnte sich darüber aber nicht genügend Rechenschaft geben. Um so deutlicher ist sie in der Nachkonzilszeit zum Durchbruch gekommen. Dies kann nur solche überraschen, die Kirchenreform hauptsächlich als eine Angelegenheit des guten oder schlechten Willens von Personen und Institutionen ansehen, ohne daß sie den zeitgeschichtlichen Hintergrund reflektieren, auf dem Verantwortliche und Betroffene agieren.

### Zwispältiger Aufbruch in die Welt

Dieser Hintergrund ist nun einmal so beschaffen, daß der Christ auf eine bewußtere Glaubenshaltung angewiesen ist, weil die *gesellschaftlichen Stützstrukturen*, die seinen Glauben mittragen, durch Privatisierung der Weltanschauung schwächer geworden sind. Umgekehrt aber erschwert gerade das Fehlen oder die Schwächung solcher Stützstrukturen eine persönlichere, bewußtere Glaubenshaltung, fördert den Trend zur Nivellierung in der Öffentlichkeit. Mehr noch: Das Leben, das uns heute umgibt (mit Komfort, mit technischer Perfektion, mit einem bereits das Kind überfordernden „Kulturangebot“), ist nicht von sich aus dazu angetan, Fragen nach dem Glauben nicht nur kritisch zu provozieren, sondern sie einsichtig und lebbar zu machen. Das bisher nicht sehr ergebnisreiche Ringen um die Neuschöpfung von künstlerischen Ausdrucksformen in der Kirche ist ein Symptom dafür. Weiter: die Wissenschaftsgläubigkeit bestimmt zwar nicht mehr so sehr die Forschung selbst, wohl aber die Konsumenten der Forschung, die Gesellschaftsplaner, das publizistische Klima, aber auch den „schlicht“ Wissen konsumierenden Bürger. Sie ist so fein gestreut, daß sie das alltägliche Bewußtsein und die Wertskalen, nach denen der Einzelne lebt, so beherrschen, daß die Verankerung im Sittlichen und Religiösen zwar nicht als nebensächlich erscheint, aber bewußt oder unbewußt vernachlässigt wird.

Dieser Zustand macht auch die Schwierigkeit der Realisierung des zweiten Satzes Johannes' XXIII. sichtbar, Aufgabe des Konzils und damit der Kirche heute sei es, ihre Lehre unter Berücksichtigung des ganzen Menschen, seiner leiblichen und geistigen, seiner individuellen und sozialen Dimension mit wirksameren Methoden zu bewahren und zu erklären: Wir leben in einer Periode großer Unsicherheit über Wertprioritäten, in der einheitliche Wertvorstellungen durch eine *Vielzahl von Weltbildern* abgelöst sind. Die Philosophie droht sich in Wissenschafts- und Sprachtheorie aufzulösen. Viele, auch solche, die in der öffentlichen Diskussion mitbestimmen, geben sich mit ideologisch verbrämtem Halbwissen zufrieden, weil die Vielzahl von Problemen, Sentenzen und Lösungsvorschlägen nicht mehr oder noch nicht überschaubar ist. Damit fehlt es auch der Theologie und noch mehr der Verkündigung an rationalen und genügend wetterfähigen Instrumenten, um die Grundlagen des Glaubens mit mehr „Lebensqualität“ vermitteln zu können. Wenn wir ehrlich sind, werden wir zugeben müssen, daß die Schwierigkeiten des Predigens, der Sakramentenpraxis, des Religionsunterrichts, des liturgischen Vollzugs erst in dritter Linie institutionell bedingt

sind. Sie sind in zweiter Linie ein Spiegelbild unserer psychischen und gesellschaftlichen Hemmungen in Glaubensdingen und, da diese in der umgestalteten Wertwelt des modernen Menschen ihren Ursprung haben, in erster Linie Reflex dieser Wertwelt, deren Sog auch der Prediger und der Kirchenbesucher erliegen. Es ist *das Zusammenreffen einer — metaphysisch gesprochen — sich in sich selbst drehenden Welt mit einer Kirche, die sich durch Jahrhunderte ihre religiöse Eigenwelt geschaffen hat.*

### Das Kernproblem liegt auf der Hand

Jetzt öffnen wir uns mit Eifer der vollen menschlichen Wirklichkeit, wie sie unsere Zeit repräsentiert, ihrem Pluralismus, ihrem Freiheitsbewußtsein, ihren Konflikten und Gegensätzen. Wir fühlen uns dabei behindert durch wörtlich genommene Lehrsätze (Dogmen), Normen (Moralgebote) und Paragraphen (Kirchengesetze) sowie durch Gruppen, die vielleicht meinen, die Kirche müsse die Welt retten oder ihr widerstehen, so wie sie ist. Die Kirche selbst dürfe höchstens ihren Anzug, aber auf keinen Fall ihr Gesicht und schon gar nicht ihre Gedanken ändern.

Manche kommen dadurch zu der Meinung, das Gestrüpp von Formeln und Paragraphen verdecke das christliche Urgestein so sehr, daß es auch der begnadetste Verkünder nicht mehr freilegen kann. In Wirklichkeit verhält es sich doch so, daß sich die Gesamtgesellschaft von der Kirche so weit emanzipiert hat, daß die erste Reaktion auf die neue Weltzuwendung der Kirche mehr *Verstörung* als neue Vitalität war, zunächst jedenfalls mehr Abbruch als Aufbau brachte. Es mag weitgehend notwendiger Abbruch sein. Aber man kann sich nicht mit der Bemerkung darüber hinwegtrösten, das seien die unvermeidlichen Unsicherheiten in einer Zeit des Übergangs.

Der Rückgang der *Bußpraxis* hat sicher etwas mit Beichtstuhl, weltfremdem Sündenregister und manchem schiefen Zuspruch zu tun; aber er ist doch wohl auch Ausdruck dafür, daß Schwerpunktverschiebungen im Normenverständnis die Sicht für Sünde und Buße getrübt haben, daß dieses Verständnis mit unserem Freiheitsbewußtsein um so härter kollidiert, als sich Welthaltung und Glaubensbewußtsein wieder mehr miteinander mischen. Das Desinteresse an der Liturgie hat gewiß etwas mit einem sich auflösenden magischen Sakramentenverständnis, aber sicher noch mehr mit der Gottesfrage zu tun. Die Desorientierung in nicht wenigen Ordensgemeinschaften ist sicher auch die Folge einer langwierigen Autoritätskrise; aber sie hat sicher noch mehr mit der Frage zu tun, ob Ordensleben eine sinnvolle Existenzform ist und wie eine solche Form gelebt werden kann. Die immer leerer werdenden *Seminare* und kirchlichen Studienhäuser haben etwas mit Geburtenrückgang, mit der höheren sozialen Mobilität in den weltlichen Berufsfeldern, mit der Unangepaßtheit des Lebensstils, aber noch viel mehr mit den Zweifeln an der Sinnhaftigkeit einer Lebensbindung an die Aufgaben der Kirche und damit auch etwas mit dem Zweifel am Überleben der Kirche zu tun. Und vieles ist nicht zuletzt der Widerschein eines Minderwertigkeitskomplexes von Christen, denen die Welt so übermächtig erscheint, daß sie nicht nur der Kirche nicht „bedarf“, sondern in einer von den Voraussetzungen der Welt diktierten Symbiose die Kirche selbst auszulaugen oder zu erdrücken droht.

Wenn wir etwas in den Jahren seit dem Konzil zwischen dem stürmischen Aufbruch in eine neue Freiheit, der Aus-

einandersetzung mit einem nicht sehr flexiblen Kirchenregiment und der inneren Unsicherheit an der Kirche etwas gelernt haben, dann doch dies, daß die Spaltungen, Verzerrungen und Entfremdungen von Jahrhunderten in zehn Jahren weder rückgängig gemacht noch geheilt werden können. Die Kirche als Glaubensgemeinschaft muß wie jede andere Gemeinschaft für *geschichtliche Fehlentwicklungen*, ob sie entschuldbar sind oder nicht, ihren vollen Tribut entrichten. Und ein zweites dürften wir in diesen Jahren auch gelernt haben: daß das Verhältnis Kirche—Welt, wenn es ein Verhältnis im Glauben sein soll, nicht schon durch herablassende Zuwendung (nach dem Verhältnis Arzt—Patient) oder durch enthusiastische Entäußerung in die Gesellschaft hinein stabilisiert werden kann. Wir wissen heute besser als zu Konzilsbeginn, daß diese Welt, die aus Sündern besteht, schwieriger, differenzierter und gelegentlich auch böser ist, als es eine naive Weltfreudigkeit wahrhaben will. Wir wissen auch wieder besser, daß die Kirche ihren Weltdienst nur erfüllen kann, wenn in aller Solidarität die *kritische Distanz* nicht fehlt. Dies einzusehen, so scheint mir, ist unser Grundproblem. Alles andere, was uns in diesen Jahren erregte, ist Begleitmusik.

### Eine neue Wende, aber wohin?

Wenn aber diese gewiß nicht billig erkauften Lehren nach einer langen Phase oft wenig toleranter Auseinandersetzung, in der man nicht selten den Eindruck gewann, es gelte nun auch für das Verhalten unter Christen die kosmische Gleichung Heraklits, nach der der Krieg der Vater aller Dinge ist, nicht in der Ermüdung und im enttäuschten Interesse untergehen sollen, so müssen für die kirchliche Praxis wohl unmittelbar einige Folgerungen gezogen werden.

1. Wir müssen in der Kirche damit aufhören, den Streit erster zu nehmen als die Sache, um die wir streiten. Dazu gehört der Abbau eines kirchlichen Freund-Feind-Denkens. Dieses verdüstert nicht nur die Glaubwürdigkeit der Kirche, weil es lieblos ist, es verhindert auch den ehrlichen Umgang mit dem Denken. Wenn in einem Wahlkampf „reaktionäre“ oder „revolutionäre“ Gegenwelten geschaffen werden, mag man über solche Taktik verständnisvoll lächeln. Wenn kirchliche Positionen nicht mehr nach ihrem *Realitätswert*, sondern nur nach *Richtungszugehörigkeit* als „konservativ“ oder „progressiv“ verurteilt oder reklamiert werden, ist Verständigung in der Sache auf die Dauer unmöglich.

2. Eine Rückwendung in eine vorkonziliare Mentalität, für die man angesichts des Bedürfnisses nach einem sicheren Halt Verständnis haben könnte, käme einer Abschnürung der Kirche von den Lebenskräften der menschlichen Gemeinschaft gleich. Die Kirche hat im Konzil den Rubikon überschritten, dahinter gibt es kein Zurück mehr. Übrig bliebe nicht die beschworene kleine Herde mit treuer orthodoxer Glaubenshaltung und institutioneller Festigkeit, sondern das Sonderdasein einer religiösen Sekte von Auserwählten, die vergessen haben, daß das Heil Jesu Christi der ganzen Welt gilt und daß die Kirche als soziale Verkörperung dieses Heilswillens keine Trennung von „Beschnittenen“ und „Unbeschnittenen“, von Bewahrenden und Vorwärtsdrängenden vollziehen kann. Es ist bedauerlich und eine gefährliche Sache, daß Bischöfe, Geistliche und Laien, die ein Gespür für den Mangel an geistlicher Qualität in unserem kirchlichen Leben haben,

echte Spiritualität nur im Rückgriff auf ein nicht wieder zu belebendes Gesetzesdenken zu gewinnen glauben. Es gibt vielleicht wenig Schöpferisches im kirchlichen Leben dieser Jahre, aber immerhin *Ansätze* (in manchen Formen der Intensivseelsorge, in den neu sich bildenden Weltgemeinschaften, in der theologischen Erwachsenenbildung), durch die der dünn gewordene geistliche Humus erneuert wird.

3. Da unser Hauptproblem eine *spirituelle Grundlagenkrise* ist, die nicht zuletzt von einem brüchig gewordenen theologischen Fundament herrührt, werden wir in der Kirche der nächsten Zukunft alle Energie darauf verwenden müssen, den eingangs zitierten dritten Satz Johannes' XXIII. zu realisieren, den Glauben insgesamt durch ein neues Bemühen auszusagen und dabei zwischen der Substanz der Lehre und ihrem sprachlichen Ausdruck zu unterscheiden. Die Theologie unter sich tut es längst schon, wenigstens von Fall zu Fall, von Problem zu Problem, von Satz zu Satz. Wenn wir heute im Glauben einsichtig machen wollen, was z. B. die Gottessohnschaft in bezug auf Jesus Christus bedeutet, so kann die Zwei-Naturen-Lehre des Calcedonense mit ihrer zeitbedingten Terminologie wohl der Ausgangspunkt, aber nicht der Endpunkt des uns möglichen Verständnisses sein. Die Theologie weiß das. Aber das Verhältnis von Theologie und Verkündigung ist immer noch unerträglich disparat.

Nur selten wird dieses Verhältnis durchbrochen (als ein gelungenes Beispiel dafür vgl. ds. Heft, S. 573).

4. Alle, die am kirchlichen Leben Anteil nehmen, werden sich aber mit Nutzen auch jenen anderen Satz des Konzilspapstes notieren, den der schon todkranke Papst an seinem letzten Namenstag seinen Kritikern entgegenhielt: „Wer Glauben hat, der zittert nicht.“ Wer wirklich aus dem Glauben lebt, der zittert auch nicht, wenn manches, was eine bestimmte Epoche, vermutlich mit Gewinn, als Ausdruck ihres Glaubens verteidigt hat, zusammenbricht. Er weiß, daß Glaube immer angefochten ist. Allerdings werden wir religiös verhungern, wenn wir die *Grundvollzüge des Glaubens* (Gebet, Gewissensbildung) mit der heute wieder stärker empfundenen Mitverantwortung für das gesellschaftliche Wohl des Nächsten nicht wieder deutlicher in den Mittelpunkt unseres Gottesdienstes und unserer religiösen Bildung rücken. Dies ist der einzige Weg einer legitimen Glaubenssicherheit. Dabei könnte dann auch durchaus etwas echte, unpretentiöse Liebe zur Kirche abfallen, die sich bei allem Abgleiten in Gesetzesfrömmigkeit und in die Niederungen politischer Interessen dieser zentralen Vollzüge in ihrer Praxis immer bewußt geblieben ist. Aber diese Besinnung auf die zentralen Vollzüge bedarf des Sukkurses einer theologisch kraftvollen Verkündigung, sonst kann der Glaube nicht Zeugnis werden.

D. A. Seeber

## Meldungen aus Kirche und Gesellschaft

### Studienwoche über konfessionelle Minderheiten in Polen

Eine empfindliche Lücke unseres Wissens über die nichtkatholischen Minderheiten in Polen schloß die „Studienwoche Polen“, welche die Evangelische Akademie Arnoldshain vom 18. bis 24. September veranstaltete. Rund 50 Teilnehmer, darunter Historiker, Theologen, Pädagogen und Journalisten aus der Bundesrepublik und aus Polen nahmen daran teil. Den größten Teil der Referenten stellten die polnischen Gäste, u. a. der Rektor der Christlichen Theologischen Akademie Warschau, Prof. W. Gatpary, der Generalsekretär des Polnischen Ökumenischen Rates (PÖR), der baptistische Pfarrer Z. Pawlik, und der Leiter der Studien- und Presseabteilung dieses Rates, A. Wójtowicz. Der Schwerpunkt der Tagung lag auf der Information über die nichtkatholischen kirchlichen Gemeinschaften in Polen und deren Situation, die diese selbst in Form einer Selbstdarstellung gaben. Kritische Aussagen richteten sich nicht nur gegen die katholische Kirche, sondern auch an die eigene

Adresse. Von katholischer Seite war der freie Schriftsteller und Zeitgeschichtler P. Zaborowski anwesend, der jedoch keiner der drei kirchlich-gesellschaftlichen Gruppen in Polen (PAX, ZNAK, Christlich-Soziale Gesellschaft) angehört.

#### Die Protestanten — eine verschwindende Minderheit

Die besondere äußere und innere Lage der nichtkatholischen Gemeinschaften (der evangelischen und der orthodoxen) ist einmal durch ihren Minderheitscharakter gegenüber einer erdrückenden katholischen Mehrheit, zum andern durch das sozialistische Gesellschaftssystem, gekennzeichnet.

Abgesehen von einer Vielzahl von kleinen und kleinsten religiösen Gemeinden und Bekenntnissen (rund 30), sind die bedeutendsten nichtkatholischen Kirchen in Polen heute die folgenden: die Evangelisch-Augsburgische Kirche (85 150), die Evangelisch-Reformierte Kirche

(4008), die Polnisch-Katholische Kirche (25 902), die Altkatholische Kirche der Mariaviten (23 625), die Vereinigte Evangeliums-Kirche (8 327), die Methodistische Kirche (4 208), die polnische Kirche der Christen-Baptisten (4 000) — zusammen nach dem Stand von Ende 1971 rund 155 000 Gläubige (vgl. R. Leudesdorff [Hrsg.], Ökumene in Polen, Frankfurt 1972, 12—15). Nach Angaben des Referenten K. Karski (von der Studienabteilung des PÖR, Warschau) überschreiten die Protestanten aller Bekenntnisse in Polen heute jedoch nicht die 100 000. Gegenüber der Vorkriegsziffer ist damit die Zahl der Protestanten, bedingt durch Flucht und Austreibung, fast um das Zehnfache zurückgegangen. Dadurch verschob sich auch das Zahlenverhältnis gegenüber den Katholiken weiter zuungunsten der Protestanten. Machten die Katholiken vor dem Zweiten Weltkrieg 65 % der Gesamtbevölkerung aus, so beträgt ihr Anteil heute 91 %.